

In die Bocksiedlung und ins Barackenlager Reichenau statt in die Sowjetunion

Anfang der 1930er-Jahre, als die Not groß und Arbeitsplätze rar waren, suchten verzweifelte Menschen ihr Glück in der Fremde. Manche hegten abenteuerliche Pläne wie der Landesparteiobmann der KPÖ Tirol und spätere Spanien-Kämpfer Franz Frank, der mit politisch gleichgesinnten Kameraden auf einem selbst erbauten Holzboot den Inn hinunter, über die Donau und das Schwarze Meer bis in die Sowjetunion gelangen wollte. Im Juli 1932 stach die Gruppe in „See“, doch schon bei der Volderer Brücke kenterte sie und konnte erst nach einiger Mühe geborgen werden.¹

Bereits ein Jahr zuvor wollten Josefa und Otto Rauth denselben Weg nehmen. Josefa war in unvorstellbarer Armut aufgewachsen und 1904 als Kind Fahrender in Mils in einem „Bloachenwagen“ auf die Welt gekommen. Zunächst wurde sie bei Zieheltern in Hall untergebracht, dann in einem Waisenhaus, von wo sie Reißaus nahm und nach Südtirol floh, da sie von ihren Pflegeeltern von einer dort lebenden Schwester erfahren hatte. Eine Zeitlang fand sie bei dieser auch eine Bleibe, dann verdingte sie sich bei mehreren Bauern als Magd. Die unmenschliche Behandlung, die ihr dabei widerfuhr, bewog sie, sich einer Sintifamilie anzuschließen, mit der sie wieder nach Nordtirol zurückkehrte. In Tulfes fand sie Arbeit auf einem Bauernhof, diesmal waren die Arbeits- und Lebensbedingungen wesentlich besser und man schätzte ihren Fleiß. Josefa übersiedelte schließlich nach Hötting, lebte dort mit einem Mann zusammen, bekam ein Kind, heiratete aber Ende der 1920er-Jahre den um drei Jahre jüngeren Otto Rauth, einen Maurer, der kommunistischen Vorstellungen nachhing. Dessen Eltern, beide Postangestellte, bildeten die untere Schicht des Beamtentums, umso erbitterter rangen sie um ihren Status als Angehörige der Mittelschicht, aus der nun Sohn Otto ausscherte. Nicht nur, weil er es ihrer Ansicht nach nicht weiter als bis zum Maurer brachte und sich mit politischem Gesindel einließ, das in Hötting, wo sie wohnten, ihre Hochburg hatte. Ein besonderer Dorn im Auge war ihnen dessen Gattin Josefa, die nichts hatte, weder vorzeigbare Eltern noch einen tadellosen Ruf und schon gar keine bürgerliche Tugendhaftigkeit. Für sie sah Josefa aus wie eine Zigeunerin mit einem ledigen Bastard im Arm, die ein Kind ums andere gebar, schuffen konnte wie ein Mann und beim Bau des Pradler Hallenbades Mörstel austrug. Mit ihrem Mann erwog Josefa einen Ausweg, um nicht länger bei den Schwiegereltern zu wohnen, wo sie schwerlich gelitten war. So baute Otto mit zwei kommunistischen Freunden, Fritz Christ und einem Matrosen, wie es in den Familienerzählungen heißt, ein



Otto und Josefa Rauth mit Hund und den zwei Miterbauern des Floßes Arche Noah (Foto: Stadtarchiv Innsbruck, Sammlung Kreuz)

Floß, die Arche Noah, auf dem er mit Frau, Kind, Hund und den beiden Bekannten lebte, am Inn, nahe dem Sandwirt, in der Reichenau in Innsbruck. Das Geld für die Überfahrt in die Sowjetunion, wo sie sich ein ordentliches Auskommen in einem Leben erhofften, das sich nicht länger am Rande der Gesellschaft abspielen sollte, erarbeiteten sie sich auf zweierlei Weise: zum einen durch den Verkauf von Ansichtskarten, auf denen das Floß abgebildet war, zum anderen durch Eintrittsgebühren für Schaulustige, die sie auf das Boot ließen. Doch die finanziellen Mittel reichten nicht, um die kühnen Pläne zu realisieren.²

Gründer der Bocksiedlung

Als die Fürsorge Wind davon bekam, dass ein Ehepaar mit einem Kind auf einem Boot am Inn lebte, vermittelte die Stadt Innsbruck der Familie einen Wohnwagen älteren Baujahres und ließ ihn dort aufstellen, wo sich schließlich die so genannte Bocksiedlung ausbreiten sollte, auf dem Gelände zwischen Langem Weg, Andechs- und Klappholzstraße.³ Der Tiroler Anzeiger berichtete am 1. Juni 1932, dass sich die Familie Rauth als erste mit ihrem Wohnwagen auf den städtischen Gütern in der Reichenau niederließ, die Räder abmontierte und den Wagen auf ein Ziegelfundament stellte. Bald habe sich ein zweiter und dann ein dritter Wohnwagen hinzugesellt, Zubauten wären erfolgt und ein Ziehbrunnen ausgehoben worden. Kurz darauf wurden Häuschen mit Zimmer und Küche erbaut, aus Kisten, Bret-

tern und alten Blechkannen: „Und auf einmal hatten sich die Nomaden hier sesshaft gemacht.“ Die Nomaden, das waren Jenische, Arbeitslose, TagelöhnerInnen, Menschen, die in der Krisenzeit nur Gelegenheitsarbeiten nachgehen konnten, Wohnungslose, KellerbewohnerInnen und fast allesamt Ausgesteuerte, die mit keiner staatlichen Unterstützung mehr rechnen konnten und sich nun selbst zu helfen wussten.⁴

Eines ist jedenfalls sicher: Josefa und Otto Rauth siedelten sich vor Johann Bock an, der sich zu einer Autorität aufschwang, die verantwortlich dafür ist, dass sich für das besagte Areal der Name Bocksiedlung durchsetzte. Da der eine stur war und der andere sich durch das Herumfucheln mit einem Gewehr Respekt verschaffte, kam es zwischen Rauth und Bock zu heftigen Auseinandersetzungen. Einen Chef wollte Rauth nicht akzeptieren und so gab er die Wohnstätte mit seiner Familie wieder auf. Den Wohnwagen überließ er einem gewissen Salcher, der gelernter Frisör war und sich ein kleines Haus rund um den Wohnwagen errichtete, der inmitten dieser neuen Behausung stehen blieb.

Vom Arbeitserziehungslager Alderney ins ehemalige Arbeitserziehungslager Reichenau, Baracke D 20

Noch 1932 übersiedelte die Familie Rauth in eine Kellerwohnung in die „Koatlackn“ in der Innstraße, wo zwei der Kinder an Diphtherie verstarben. Josefa und Otto Rauth wechselten 1938 ein paar Meter weiter in eine andere Wohnung ins abgewohnte Turnus-Vereinshaus.⁵ Wegen regimiefeindlicher Äußerungen – so bezeichnete er Hitler als Psychopathen – verhaftete die Gestapo Otto Rauth⁶ und deportierte ihn auf die von der deutschen Wehrmacht eingenommene britische Kanalinsel Alderney in ein Lager, das den Namen „Sylt“ bekam und ein SS-Außenlager der Konzentrationslager Sachsenhausen und Neuengamme war. Die deutschen Besatzer nutzten es als Arbeitserziehungslager, in dem die Häftlinge Schwerarbeiten im Hafen-, Bunker- und Festanlagenbau oder im Steinbruch zu verrichten hatten, aber auch Blindgänger entschärfen und Schutt beiseite räumen mussten.⁷ Otto Rauth überlebte, er kehrte in die Heimat zurück, ohne Zähne zwar, doch anerkannt als politisch Verfolgter des Nationalsozialismus. 1946 wurde er in das Bauernhaus eines Nationalsozialisten in der Lohbachsiedlung 124 eingewiesen, wo die Familie, insgesamt 12 Personen, in einer Küche, einem Zimmer und Kabinett lebte. Mit einem Gewerbeschein von Josefa half Otto Rauth mit, Wrackteile abgeschossener US-amerikanischer Flugzeuge zu bergen. 1949 konnte der inzwischen integrierte ehemalige Nationalsozialist in sein Anwesen zurückkehren, nach verblicher Gegenwehr zog die Familie Rauth ins Lager Reichenau Baracke D 20, dem ehemaligen NS-Arbeitserziehungslager.⁸

Im Reichenauer Lager wohnten die Armen, Randständigen und in Not Geratenen, Sudetendeutsche und Volksdeutsche aus Polen, Rumänien, der Tschechoslowakei und der Ukraine, einige Reichsdeutsche mit nationalsozialistischer Vergangenheit wie die Gaufrauenschaftsleiterin von Hessen, die von der guten, alten Zeit faselte. Im näheren Umfeld hielten sich auch so illustre Persönlichkeiten wie

der ehemalige Spinnereiarbeiter Karl Jaworek auf, der am 1. Juni 1924 ein Revolverattentat auf den christlich-sozialen Bundeskanzler Prälat Ignaz Seipel verübt hatte, dessen Politik er für seine Verarmung verantwortlich machte. Der Kanzler kam mit dem Leben davon, Jaworek überstand seinen anschließenden Selbstmordversuch und fünf Jahre schweren Kerker ebenso wie seine Haft während der NS-Zeit im KZ Dachau. 1973 besuchte ihn der ORF in seinem „Elendsquartier bei Innsbruck“, wie sich der Redakteur ausdrückte.⁹

„Habt’s zuhause wieder einen Hund g’fressen?“

Maria Heger, die Tochter von Josefa und Otto Rauth erinnert sich noch genau an den Tag ihrer Ankunft im Lager Reichenau, an die Scham, mit einem Fuhrwerk übersiedeln zu müssen, das der Vater und der Bruder zogen. Im Reichenauer Lager zu wohnen, bedeutete den Verlust von Anerkennung und Respekt in der Gesellschaft. Maria erinnert sich an die ablehnende Reaktion der Volksschulkinder, als sie bei der Vorstellungsrunde bekennen musste, im Barackenlager zu leben: „Ich habe mir gedacht, ihr werdet noch schauen, ihr werdet mich noch achten lernen, und das habe ich auch getan. Aber das war immer so eine Angst, wenn du wo hingegangen bist, und man uns gefragt hat, wo wohnst du. Das war immer so ein Makel.“¹⁰ Ihr Ehemann, der von 1954 bis 1965 im Reichenauer Lager lebte, erzählt von einem Werkstättenlehrer in der Gewerbeschule in der Anichstraße, der eine Messingmarke in Emanuels Schublade fand und höhnisch meinte: „Habt’s zuhause wieder einen Hund g’fressen?“ Diese kulinarische Vorliebe sagte man den Jenischen nach, eine derartige Behauptung galt aber selbst im Lager als grobe Beleidigung. Als Praktikant bekam Emanuel nur mehr Hilfsarbeiten zugeteilt, nachdem der Betriebsinhaber seine Wohnadresse im Reichenauer Lager erfahren hatte.¹¹

„... weil alle Reichenauer echte Rock’n Roller sind“

Das Leben im Barackenlager erlebte Maria dennoch positiv:

„Ich kann mich erinnern an ein wunderbares Leben. Wir waren frei, hatten hinten hinaus einen ziemlich großen Garten, der Vater hat alles recht schön gemacht, hat eine Veranda gebaut. Unser Spielbereich war praktisch die ganze Reichenau. Es war ein wunderschönes Kindsein da unten. Wir sind auf den Müllhaufen herumgekraxelt, das hat zwar gestunken, aber das war uns völlig egal.“

Und Emanuel, der mit seinen Eltern fünf Jahre lang auf acht Quadratmetern wohnte, bevor die Familie in eine Baracke in die Reichenau mit zwei Einheiten à 12 Quadratmetern mit Garten zog, meint: „Für uns war die Reichenau ein Paradies. Wir mussten zwar hinaus aufs Klo gehen, aber du hattest eine Freiheit. Der ehemalige ‚Mullplatz‘ beim heutigen Baggersee ist ein riesengroßes Augebiet gewe-